

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 70 (1925)
Heft: 27

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, Juli 1925, Nr. 6
Autor: Graf, Ulr. / Rüegger, Ernst / G.J.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Afrikanische Wochen.

Wer sonst auf Reisen geht, zumal über den Bezirk des engern Vaterlandes und des weitem Kontinents hinaus, der tut gut, zuvor den Geldbeutel um seine Geneigtheit zu befragen. Wir, das sind der Verfasser dieser Zeilen und das ihm vor wenigen Wochen anvertraute Völklein Sechsjähriger, hatten solche Vorsicht nicht nötig. Kaum daß wir uns zusammengefunden, kehrten wir dem Abendland den Rücken, und schon war's geschehen — schon saßen wir im schwärzesten Afrika. Wir sitzen heute noch drin, haben uns mittlerweile mit dem afrikanischen Busch und Bach, mit Negern und Löwen auf den besten Fuß gestellt und fühlen uns so wohl dabei, daß wir zur Stunde den Gedanken an die Heimat auch nicht im entferntesten in Erwägung gezogen haben. Land und Leute gefallen uns gleichermaßen, und von den vielen Unzuträglichkeiten des tropischen Klimas ist auch noch nicht ein Mitglied unserer fünfunddreißigköpfigen Reisegesellschaft heimgesucht worden. Was Wunder, daß uns nach der Heimat nicht mehr gelistet!

Lieber Leser! Das klingt reichlich geheimnisvoll und wird es nicht weniger, wenn ich dir verrate, daß sich die Kosten für die uns allen so bekömmliche Unternehmung samthaft auf keinen gülden Napoleon belaufen, es sei denn, man wolle das bißchen Arbeitseifer und Opfermut des Reisechefs und eines selbstlosen Freundes in klingende Münze umsetzen und dazuschlagen.

Im Verlag Abel & Müller in München ist ein schmales Buch vergnüglicher Negerbilder in Buntdruck erschienen *«Das Mampampebuch, für Thomas Abeking von seinem Vater»*, das ich diesen Winter bei einem Streifzug durch den Bücherladen entdeckte, kaufte und nach Hause nahm. Für bescheidene vier Franken wird uns da die höchst moralische und doch beileibe nicht aufdringliche Geschichte eines kleinen Negerbuben vermittelt. Ein, zwei knappe Sätze glossieren die einzelnen Bilder und führen das Geschehen aus der Behaglichkeit eines geruhsamen, negerlichen Familienlebens in rascher Folge zum dramatischen Höhepunkt und zum glücklichen Abschluß. Sie sind, zusammen mit den Bildern, für unsern Reisebericht grundlegend und sollen weiter unten in Form von poetischen Variationen, die sich dem Urheber dieser Einsendungen im Verlauf der ersten Schulwoche förmlich aufdrängten, erschöpfend berücksichtigt werden.

Ostern lag noch in weitem Feld, da begann, im Hinblick auf die zu erwartende Jungmannschaft, ein emsiges Schaffen. Pastellpapier und bunte Kreiden wurden gekauft, ich entwarf, mein Freund malte, und siehe da, am ersten Schultag hingen Negerbubi, Negervater und Negermutter nebst zugewandten Orten, samt Wald und Löwen in Großformat ringsum an den Wänden. Da hob denn gleich ein Schauen und Staunen an unter den kleinen Gästen, und ob dem Schauen und Staunen vergaßen sie ganz, daß sie in der Schule saßen — in der Schule, die in dieses und jenes junge Gemüt zum voraus ihren Schatten geworfen. Die Augen wanderten eifrig an den Wänden dahin; Leuten, die das launische Schicksal als unbekannte Bankgenossen einander zugewiesen, stießen sich vertraulich an, als wären sie alte Freunde, machten sich auf die eine und andere drollige Einzelheit aufmerksam und schickten sich an zu regem Meinungsaustausch.*) Ich griff gleich zu und gab die Geschichte zum besten, möglichst drastisch, Bild um Bild, unter Verwertung lustiger Einzelzüge, wie der Moment sie mir gerade eingab. Und dann entließ ich meine Hörer mit dem verheißenden Hinweis auf weitere Taten Mampampes, des so gnädig aus größter Not Erretteten.

Wir haben uns dann gleich andern Tags unser Negerbublein wieder vorgenommen und uns in angeregtem Wechselge-

sprach über die Vorzüge der afrikanischen Lebensweise unterhalten: Wir müssen zur Schule gehen, Griffel, Schwamm und Lappen handhaben, zeichnen, rechnen, lesen, schreiben, Geschichten hören und Geschichten erzählen, derweil Mampampe draußen im Freien schweift und sich tummelt nach Herzenslust — Steinchen sucht und über die höchsten Bäume wirft, Hölzchen sammelt und dem nahen Bach übergibt zu fröhlichem Wellenspiel. Wir nehmen die Schiefertafel vor und verüben unsere ersten Künste. Steinchen (Ringlein) werden gezeichnet, je eins in jedes Häuschen der quadrierten Tafel-seite, und am Daumen der rechten Hand überzeugen wir uns vorweg, daß wir je eines gezeichnet haben. Einige Häuschen weit dringen wir vor, legen ab und konstatieren, daß der Negerbub schon ein paar Steinchen geworfen hat, und nach einer kleinen Weile sehen wir, daß es schon ihrer viele sind. Mittlerweile ist Mampampe das Steinchenspiel verleidet, er wendet sich dem Steckleinspiel zu, und wir begleiten ihn. Steckleinspiel um Steckleinspiel erstet auf unserer Tafel, wieder eins pro Häuschen, vertikal in der Mitte jedes Häuschens hingestellt. Wir singen, unter Anpassung an die einschlägigen Verhältnisse, das Chemifegerlied:

Chemifeger, schwarze Ma,
het jo roti Hose-n-a.
Alli Wäschere vo Paris
wäsche d'Hose nümme wiß.

Vom Chemifegerlied ist's nicht mehr weit bis zur ersten Strophe unseres Negerepos, das in Ersetzung der präludierenden Prosasentenz (*«Es war einmal ein kleiner Negerbubi, der hieß Mampampe»*) also anhebt:

Ei ei, du kleiner Negermann,
hast du nur rote Hosen an?
Sag, willst du immer barfuß laufen?
Willst du dir keine Schuhe kaufen?

— Der Vierzeiler stößt auf fröhliches Interesse. Satz für Satz wird vorgesprochen und im Chor wiederholt. Schon regt sich der Wagemut des einzelnen, und folgenden Tags sind es überraschend wenige, die sich dem Auftreten vor dem Klassen-auditorium entziehen. —

Wieder sitzen wir im Schulzimmer bei lachendem Sonnenschein. Unser Auge schweift aus dem offenen Fenster und zurück zu unserm Freund, dem Negerbubi, der uns von der Wand herab mit blitzenden Zähnen anlacht. Ja, der hat das bessere Teil erwählt! Wir ergehen uns wieder in Betrachtungen und landen bei der Erinnerung an Tage, da wir uns auch in Negerbubis Gewandung, in Badehosen tummelten. Hans und Franz, Willy und Paul, sie melden sich nach der Reihe und erzählen, wie sie einmal lustig badeten. —

Und dann begleiten wir unsern schwarzen Schlingel hinunter an den Bach, lassen ihn Steckleinsuchen und ins Wasser werfen wie ehemals und malen zwei Taten alsogleich auf die Schiefertafel, diesmal in der Diagonale unserer Quadrate, von links unten nach rechts oben. Nachher folgen senkrechte, wagrechte und diagonale Hölzchen in unterhaltsamem Wechsel, zunächst je eine Serie pro Zeile, dann die Serien vermisch innerhalb ein und derselben Zeile. So rücken wir ganz zwanglos dem schwierigen Problem*) zu Leibe; den anfangs unbeholfenen Fingerchen wird die Handhabung des Griffels mehr und mehr vertraut. Jeder weitere Schritt auf dem eingeschlagenen Weg erweist es zu unserer aller Freude.

Bubi findet einen abgebrochenen Ast und zeichnet damit aufrechte und diagonale Kreuze in den Sand. Wir zeichnen sie ihm nach.**) Er sucht sich geschmeidige Rütchen, biegt sie

*) des Schreibens.

**) Dann wieder macht er sich eine Peitsche und knallt damit — unversehens haben wir die Ziffer 1 gewonnen.

*) Das war die Stimmung, wie ich sie brauchte.

mit beiden Händen, läßt sie plötzlich los und schnellst sie so im Bogen davon. Auch das zeichnen wir (Aufstrich je von der untern Quadratecke links gegen die Mitte der obern Quadratseite, dort Biegung und Abstrich parallel zum Aufstrich; nachher beginnen wir mit dem Aufstrich in halber Quadrathöhe, das andere bleibt sich gleich — neues Schriftelement für n und Ziffer 2.

Ein lustiger Kerl ist er, unser Negerbubi! Und lustig ist auch sein Vater. Wir helfen einander in der Definition dieser Charakterfigur, und dann folgt die poetische Verklärung des Gesagten, die wir uns durch eifriges Vor- und Nachsagen zu eigen machen:

Sehet, sehet, welch ein Riese
steht, da mitten auf der Wiese,
zeigt die Zähne, raucht und lacht
vom Morgen bis zur späten Nacht.

Anschließend plaudern wir von andern Rauchern. Einer der Kleinen nimmt gleich den Lehrer aufs Korn und stellt dabei fest, daß dieser die Pfeife raucht, während der Negervater es mit den Stumpen hält. Ein anderer erzählt vom eigenen Vater, ein dritter ergänzt... und schließlich entdecken meine Buben, daß sie auch schon geraucht haben: Schokoladezigarren.

Wieder zeichnen wir fleißig. Es ist Samstagabend. Dem Negervater bangt um seine Sonntagsrauchvorräte. Er hält Nachschau. Ein Stumpen findet sich noch auf dem Küchenschiff, noch einer, der letzte in der Küchentischschublade (die Ordnung im Negerhaushalt wird nebenbei gestreift und mit unserer Ordnung in Parallele gesetzt), also 2 Stumpen. Auch nur noch 2 Zündholzschächtelchen sind auf dem Lager. Da tut schleunigste Abhilfe not. Der Negerbub muß ins Dorf. Mit seinen 2 Batzen rennt er, was er kann, um vor Ladenschluß noch einzukaufen. Inzwischen raucht der Vater noch auf, was zu rauchen ist; jedem Stumpen opfert er ein Zündholz, also deren 2. Bubi aber holt 2 Pakete Stumpen, 2 Pakete Zündhölzer und grad auch noch 2 Stück Seife für die Mutter; die gute Tante im Negerkonsum gibt ihm noch 2 Zückerlein (Täfel) zum schlecken — letztes Mal, als er viel einkaufte, bekam er gar 2 Schokoladezigarren. Alle diese Errungenschaften werden gezeichnet; dank der Breite der Schiefertafel hat alles auf einer Quadratzeile Platz, und wir vervielfältigen das Gezeichnete auf den folgenden Zeilen. In einer nächsten Stunde malen wir die gemachten Einkäufe noch einmal auf der obersten Quadratzeile, und dann abstrahieren wir *Begriff und Ziffer 2*.

Vater und Sohn liegen am Bach dem Fischfang ob. Wir plaudern vom Angeln, und ich zeichne nach Maßgabe meiner Begabung und unterstützt von den wohlmeinenden Ratschlägen der Kleinen die Szene an die Tafel. Dann greifen wir das unscheinbare und den Fischen doch so verhängnisvolle Häkchen heraus, bringen es in unserer Einzeldarstellung auf die einfachste Form (i ohne Aufstrich und ohne Punkt) und füllen damit unsere Quadrate (schräger Abstrich von der Mitte der obern Quadratseite nach der Quadratecke unten links, dort schöne Rundung nach rechts; schließlich, wenn wir diese Form beherrschen, fügen wir noch den Widerhaken an).

Nach ergiebigem Fang kehren Vater und Sohn heim. Unterwegs hören sie ein leises Piepsen im Gras, gehen ihm nach und stoßen auf zwei Tiere in ungleichem Kampf. Das eine, in der Größe eines kleinen Hasen, hat ein Mäuschen gepackt und schickt sich zum Fraße an. Noch ehe der erfahrene Vater es hindern kann, nimmt sich Bubi des bedrohten Tierchens an, packt dessen großen, bösen Feind und will ihn in den Bach werfen, läßt aber gleich unter Schreien und Jammern und mit blutenden Händen davon ab. Das große Tier hat den Retter der Kleinen und Bedrängten mit seinen abscheulichen Stacheln arg zugerichtet und liegt nun als unbewegliche Kugel vor dem entsetzten Bubi. Der Igel ist's, der nun plötzlich auch vor meinen erstaunten Buben auf dem Pult steht, minder gefährlich als Prunkstück unserer Schultiersammlung, aber nicht minder stachlig. Er erweist sich vielen meiner Kleinen als bekannt, und sie halten nicht zurück mit ihren Igelgeschichten. Zug-

terletzt erscheint der böse Stachelhäuter in Lebensgröße auf einem Zeichenblatt als behaglicher Raucher, der mit Pfeife und Spazierstock einhergeht. Unser erstes Fibelbild ist gewonnen und wird unterm ersten Wandbild geheftet (für alle Buchstaben sind solche Gedächtnishilfen vorgesehen).

Den Schlußpunkt unter die Igelgeschichte setzen wir mit einem Liedchen. Unserm selbst gedichteten Text unterlegen wir in Ermangelung einer eigenen Melodie eine bekannte Volksweise («Schlaf, Kindlein schlaf»):

1. Lauf, Mäuschen lauf,
der Igel paßt dir auf!
Der Igel paßt dir auf im Gras,
er hätt' dich gern zum Mittagsfraß.
Lauf, Mäuschen, lauf.
2. Bubi, laß sein,
fang nicht den Igel ein!
Der Igel ist ein stachlig Tier,
das sieht man auf dem Bilde hier.
Bubi, laß sein!

Bubi spielt an diesem Tag nicht mehr. Mutter nimmt sich seiner liebevoll an, bestreicht ihm die wunden Hände mit Öl und bindet sie ihm ein mit ein paar weißen Fetzen, die sie von einem ihrer alten Hemden abgerissen hat. Nun trägt er rote Hosen und weiße Binden, ist mit diesen Farben ein Schweizerknabe, wie dies auch an der auf dem Negerhaus lustig flatternden Fahne ersichtlich ist (damit sind wir dem Original mit den Flaggenfarben rot, grün, schwarz untreu geworden). Unter Mutters sorgsamer Pflege wird Bubi bald geheilt und zu weitem Taten fähig sein.

Es folgt die poetische Beschreibung dieser sorglichen Mutter und stattlichen Negerfrau:

Seine Frau ist dick und klein.
Nein, so dick möcht' ich nicht sein!
Zwei Stühle braucht sie ja zum Sitzen.
Im Sommer muß sie immer schwitzen.

Bubi ist genesen. Beim prächtigsten Sonnenschein hat er sich früh am Morgen in aller Stille fortgeschlichen. Die Mutter hat am Abend vorher nach dem Wetter Ausschau gehalten, die Aussichten für den kommenden Tag gut befunden und die gefürchtete, große Frühlingsputzerei angekündigt. Bubi will damit nichts zu tun haben. Der Schlingel! Nun muß Vater allein helfen. Mißmutig trägt er in den Garten, was die Mutter ihn hinaustragen heißt. Wir zeichnen vorweg, was sich im Garten unsern Blicken darbietet: 3 Stühle, 3 Betten, 3 Nachttischchen, 3 Taburettlein. Alles wird unter Zuhilfenahme der Quadrateinteilung nebeneinandergestellt, an den Fingern nachgezählt und auf den folgenden Zeilen von neuem gezeichnet. Dann abstrahieren wir *Zahlbegriff und Ziffer 3*.

Auch von der Frühlingsputzerei bei uns zu Hause haben wir während des Zeichnens geplaudert, und dabei hat sich ergeben, daß es auch in unsern Reihen nicht an Negerbuben fehlt, die nicht gerne helfen; um so mehr fühlen sich daneben die Arbeitseifrigen.

Was aber hat Bubi unterdessen getan? Er ist herumgestreift, seinen gewohnten Spielen nachgegangen (die Kleinen rekapitulieren ohne große Beihilfe, teilweise in drolliger Schriftsprache), dabei auf ein kleines Schlänglein gestoßen, das sich im Sande sonnte, und laut schreiend davongelaufen. Schlangen haben ihm von jeher einen unbändigen Schrecken eingejagt. Wir zeichnen das Schlänglein und geben ihm die Form des zweiten Teils des n, zeichnen Schlänglein um Schlänglein und haben uns damit unser zweites Lautzeichen in seinen beiden Elementen gesichert (das erste Element wurde bekanntlich anlässlich des Rutenspieles gewonnen). Bleibt noch der Gegenstand zu suchen, der der Ableitung des neuen Lautzeichens dienen soll: Bubi ist auf seiner regellosen Flucht unter den Bäumen bachaufgelaufen und steht nun plötzlich vor einem Baume still, der voll hartschaliger Früchte hängt. Er greift nach einem am Boden liegenden Ast und wirft damit nach den Früchten, hat auch bald eine Anzahl heruntergeschlagen und schickt sich

an, die Schalen aufzubeißen. O weh, er hat nicht an seinen hohlen Zahn gedacht! Schmerzen, erneutes Geschrei und ein Negertanz sind die Folgen. Nun hat er die Streiferei satt. Jammernd läuft er heim, gibt seine Erlebnisse zum besten und wird für sein Weglaufen am Morgen von der Mutter noch gescholten. Der Vater ahnt gleich, was für Früchte das waren, die dem Buben diesen Streich gespielt. Er zündet sich einen Stumpen an (der Wind geht ein wenig und bläst ihm die Streichhölzer aus; erst Streichholz Nummer 3 setzt seinen Stumpen in Brand — dies als Hinweis auf die Möglichkeiten; gewonnene Begriffe mühelos im weitem Fortschreiten zu befestigen) und holt sich eine Handvoll der fatalen Dinger oben am Bach; er wird Bubi zeigen, wie man sie behandelt. Die Kleinen sind aufs höchste gespannt. Ich hole ein paar *Nüsse* aus der Tasche hervor. Ach so, nun verstehen wir Bubis Mißgeschick! Die Kritik setzt ein: Einer nennt Bubi einen dummen Kerl. Wer wird auch Nüsse aufbeißen mit den Zähnen! Alle sind mit Ratschlägen zur Hand. Hans empfiehlt ihm den Nußknacker, wird aber von Karl belehrt, daß die Neger keinen Nußknacker haben, dazu sind sie viel zu arm. Albert meint, Bubi solle sich seine Nüsse mit dem Absatz aufknacken, belehrt sich aber auf der Stelle selbst, als es ihm einfällt, daß Bubi ja barfuß und die Ferse nicht hart genug ist. Bubi würde sich nur wehe tun. Also mag Bubi Schuhe anziehen, dann geht's — ach nein, er hat ja keine! Adolf schlägt zwei Steine vor, einen großen flachen als Unterlage und einen kleinen als Hammer; aber acht geben müsse man dabei, fügt er hinzu, er habe auch einmal auf diese Weise Nüsse aufgeklopft und sich dabei einen schwarzen Fingernagel geholt. Die Diskussion erhält immer neue Nahrung...

Wir schließen ab, gehen kurz auf die beiden Elemente des neuen Lautzeichens zurück (jedem widmen wir eine Zeile), versuchen uns dann am *n* und üben es in einer folgenden Schreibstunde zunächst in doppelter, dann in richtiger Größe auf der Schreibseite. —

Die Negermutter schaltet emsig im häuslichen Kreise: Der Negeronkel, der dicken Mutter wohlbeleibter Bruder, Bubis Onkel und Götti, hat seinen Besuch angesagt (als Mutters Bruder und Bubis Onkel wird der dickste, bezylinderte Neger aus einem der letzten, gut bevölkerten Bilder unserer Galerie deklariert). Bubi hat nämlich morgen Geburtstag. Geburtstag, das ist immer ein Fest!... Wir schalten die Negerfamilie fürs erste aus und plaudern über unsern eigenen Geburtstag, gehen dann wieder zum andern Thema über und haben bald das sichtbare Ergebnis auf der Schiefertafel vor uns: 3 schöne Tassen für Bubi, Mutter und Vater und eine weitere Tasse für Onkel (Staatstassen, die nur bei besonderen Feierlichkeiten auf dem Tische prangen), also 4 Tassen, alle hübsch gezeichnet mit 4 Kreuzlein, 4 Untertellerchen, 4 Löffelchen und 4 Messerchen, dazu 4 Desserttellerchen. Der gute Onkel, was der alles kramt bei seinem Kommen! 4 Nußgipfel, 4 Gipfel, 4 Blutorange, 4 Willisauringlein und für Bubi als besondere Geburtstagszuwendung 4 Schokoladezigarren, zum Beschluß aber 4 Blaströhrchen aus im Wald geschnittenem Bambusrohr, mit denen jedes von ihnen je 4 Orangenkernlein fortzuspielen hat, von der Haustür zum Lattentor — der Onkel hat die kräftigste Lunge, seine Kerne fliegen weit übers Lattentor hinaus.

Aus der Geburtstagsfestlichkeit ergeben sich leicht *Zahlbegriff* und *Ziffer 4*, ebenso ein dritter Laut *o*, aus einem der Geburtstagsobjekte, der *Orange*.

Der Negeronkel fühlt sich so wohl im Verwandtenkreis, daß er noch einen Tag zugibt. Bubis Eltern wohnen aber auch schön:

Im Negerland sieht's lustig aus.
Ein rundes Dach hat jedes Haus.
Ein grüner Garten liegt davor
mit einem kleinen Lattentor.

Bubi vor allem freut sich über Onkels Bleiben. Er zieht mit ihm und mit Vater in den Wald hinaus. Dort werden auf Vorrat Pfeilbogenstecken und Pfeile gehauen und ins Negerhaus heimgebracht. Bubi kramt die zugehörigen Schnüre zusammen (die Kleinen assistieren fleißig bei meiner Erzählung

und geraten ins Plaudern über Bogen und Pfeile, über Zielen und Schießen, wie sie's bei größeren Kameraden schon gesehen...) und wickelt sie zum Zeitvertreib uhrfederartig nebeneinander auf, während Onkel und Vater einige alte Pappdeckel in Schützenscheiben verwandeln. Dann hebt das Schützenfest an. Onkel, Vater, Bubi, ja sogar Mutter treten auf den Plan. Standort ist die Haustür, Ziel die an einem hohen Pfahl beim Gartentor aufgehängte Scheibe. Jedes hat seine 5 Schüsse abzugeben und jedes auf seine eigene Scheibe; eine letzte Scheibe, Nummer 5 ist in Reserve gestellt. Hier ist die Rangordnung:

1. Vater: 3 Treffer ins kleine Scheibenviereck (statt der verschiedenen Kreise wählen wir das dank der Quadratureinteilung der einen Tafelseite leicht zu zeichnende Achteck, dem wir ein kleines, sich mit dem Tafelquadrat deckendes kleines Schußfeld einordnen), 1 Treffer innerhalb, 1 Schuß außerhalb des Achtecks.

2. Onkel: 2 Treffer ins kleine Viereck, 1 Treffer innerhalb, 2 Schüsse außerhalb des Achtecks.

3. Bubi: 1 Treffer ins kleine Viereck, 1 Treffer innerhalb, 3 Schüsse außerhalb des Achtecks.

4. Mutter: alles daneben!

Vater wird unter dröhnendem Beifall zum Schützenkönig proklamiert, Onkel krönt ihn mit dem Zylinder und übermacht ihm mit herzlichem Händedruck 5 schöne Stumpen als Preis, Mutter richtet aus 5 Orangen einen Orangensalat her zu Händen der gesamten Schützengilde. Nach Abwicklung dieser Festlichkeit, deren einzelne Phasen auf unsern Tafeln leicht zu verfolgen sind, können uns Ableitung von *Zahlbegriff* und *Ziffer 5* nicht mehr schwer fallen.

Damit haben wir die erste Etappe auf unserm Weg zur Erreichung der Erstklassmaturität sonder große Mühsal, vielmehr sehr unterhaltsam und vergnügt zurückgelegt und können uns im Rechnen in der Folge den Operationen, zunächst dem Zuzählen zuwenden. Wir schicken uns dazu an, mit dem Vorsatz, auch weiterhin unterhaltsam und vergnügt zu bleiben. Unsere Negergeschichte ist unerschöpflich. Sie wird uns auch in Zukunft die Themen nicht vorenthalten.

Ulr. Graf, jun.

Zur Frage der Silbentrennung.

Die Silbentrennung überhaupt noch eine Frage? Haben doch schon längst hohe Ämterstellen endgültig entschieden! Wer sich noch «schwach» fühlt, greife zum «großen Duden»! Dort findet er erschöpfende Auskunft, selbst in den verzweifeltsten Zweifelsfällen. «Mehrsilbige Wörter trennt man im allgemeinen (!) nach Sprechsilben, d. h. so, wie sie sich beim langsamen Sprechen von selbst zerlegen.»

Mit welcher Geschwindigkeit soll man denn sprechen, damit sich diese Zerlegung von selbst einstellt? Man spreche einmal «Finger» möglichst langsam und sehe zu, ob sich eine Trennung *n-g* ergibt! Gewiß! Wenn ich — soweit das überhaupt möglich ist — sprechend so trenne, wie die amtlichen Vorschriften es für die *Schrift* fordern, so zerlegen sich die mehrsilbigen Wörter «von selbst» in ihre — *Schriftsilben*. Und etwas anderes kann wohl mit der langsamen Sprechweise nicht gemeint sein, als jenes «Syllabieren». Der *circulus vitiosus* ist schon geschlossen! Was aber hat dies alles mit *Sprechsilben* zu tun? Darauf sollen sich ja die Regeln über graphische Silbentrennung gründen! Was versteht die Lautwissenschaft unter Silbe und Silbengrenze?

Es ist wohl wenigen von den vielen, die tagtäglich diese Dinge zu lehren haben, bekannt, daß die Festlegung jener beiden Begriffe zu den schwierigsten und umstrittensten Problemen der Phonetik gehört. Nyrop (Manuel phonétique du français parlé): «Il est beaucoup plus difficile qu'on ne pense de définir scientifiquement l'unité linguistique appelée syllabe et le problème n'est pas encore complètement résolu.» — Viëtor: «Der Begriff der Silbe ist bis zu einem gewissen Grade konventionell; erst recht ist dies die Art der Silbentrennung!» — Wilmanns (Deutsche Grammatik, Bd I): «... Übrigens bietet die phonetische oder physiologische Frage, worauf eigentlich

das Gefühl der Silbengrenze beruhe, Schwierigkeiten, die wohl noch nicht genügend gelöst sind.»

Ja, ein Sprachforscher hat den Silbenbegriff geradezu als «wesenlose Fiktion» erklärt. In jüngster Zeit leugnet ein Experimentalphonetiker die Möglichkeit, Silbengrenzen festzustellen. Daß wir aber von gewissen Wörtern den Eindruck der Mehrsilbigkeit erhalten, darf als allgemein anerkannte Tatsache gelten. Es handelt sich wohl um einen *Erfahrungsbegriff*, mit dem nun einmal zu rechnen ist. Worauf beruht denn aber jener Eindruck, und wie kann die Silbengrenze bestimmt werden? Das ist die Streitfrage der Lautphysiologie. Man vergleiche nur einmal ihre Erörterung in den bekannten Lehrbüchern der Phonetik (Sievers, Viëtor, Jespersen, Sütterlin) und sehe zu, ob man zu einer scharfen Erfassung jener so geläufigen Begriffe vordringe. Man ist «so klug als wie zuvor», nachdem man erfahren hat, wie grundverschieden Theorien einander gegenübergestellt oder beigeordnet oder wechselseitig untergeordnet werden. Nach der «Schallsilbentheorie» gibt es in jeder Lautgruppe ebenso viel Silben als es relative (!) Höhepunkte der Schallfülle gibt. Solche «Gipfel» der Schallfülle sind in erster Linie die Vokale; die schallärmsten Konsonanten, wie t, p, k bilden als «Täler» die Silbengrenze. Man sieht sofort, daß nach dieser Auffassung die Frage, ob ein Konsonant zwischen zwei Vokalen (lei-den) zur ersten oder zweiten Silbe gehöre, höchst müßig, ja geradezu sinnlos ist: Der Konsonant selbst, d. h. im Falle des Verschluslautes die Zeit zwischen der Bildung und der Lösung des Verschlusses, bildet die Silbengrenze, besser gesagt «das Grenzgebiet».

Sievers versteht unter einer Silbe «diejenige Lautmasse, die mit einem selbständigen kontinuierlichen Expirationshub hervorgebracht wird»: Drucksilbentheorie.

Die Vertreter dieser beiden Richtungen haben sich mit der Zeit einander etwas genähert, so daß sich die Frage nur noch darum dreht, auf welche Seite der Lautgebung das Hauptgewicht gelegt werde. Je nach der Auffassung wird man von einer *Grenzlinie* oder von einem *Grenzgebiet* reden, was aber immer noch Unsicherheit bedeutet.

Eine dritte Theorie, die allerdings weniger Beachtung fand, legt die Silbengrenze in die Momente schwächster Artikulationsenergie. Um die «Drucksilbentheorie» neuerdings zu stützen, schlägt der Verfasser eines Artikels in der Zeitschrift «Die neueren Sprachen» vor, mit Messungen des Atemdrucks in der Gegend des Zwerchfells dem Problem näher zu rücken (!).

Diese wenigen und sehr lückenhaften Andeutungen dürften doch zur Genüge zeigen, wie sehr die wissenschaftliche Grundlegung der Silbentrennung noch der Abklärung bedarf, daß gerade deshalb die Vorschriften über die Trennung beim Schreiben mehr oder weniger willkürlich, «konventionell» sein müssen. Der Lösung des Problems stellen sich eben große Schwierigkeiten in den Weg, die man vom Standpunkte des Schreibenden aus leicht übersieht. Schon die Ausdrücke «Grenzlinie», «Grenzgebiet», «Lage der Silbengrenze» beweisen, daß immer wieder räumliche Vorstellungen in die Auffassung des Sprechvorgangs hineinspielen, der doch an die Zeit gebunden ist. Von einer Grenze in mathematischem Sinne kann schon deshalb nicht die Rede sein; sie kann höchstens relativ verstanden werden. Jedenfalls wäre es eher am Platze, von einem *Moment* der Silbentrennung zu sprechen. Sodann verhalten sich die Sprachgemeinschaften, vielleicht sogar die Individuen, gerade in der Verteilung des Atemdrucks sehr verschieden. Die an und für sich schon schwierige Selbstbeobachtung führt leicht zur voreiligen Verallgemeinerung. Schon die Selbstbeobachtung, noch mehr aber das Experiment mit den künstlichen Apparaten muß den natürlichen Ablauf des Sprechens stören. Ich glaube auch, daß bei einem und demselben Wort der Eindruck verschieden sein kann für den Sprechenden und den Hörer. Der Gegensatz zwischen der genetischen und der akustischen Auffassung zeigt sich bekanntlich ja auch auf andern Gebieten der Phonetik. Schließlich mag auch die stark gefühlsbetonte, «affektive» Sprechweise eine Verschiebung des Eindrucks bedingen.

Auf jeden Fall ist das Ergebnis der bisherigen Forschung so gering, daß nun manches in der «orthographischen» Silbentrennung zu wanken beginnt, was auf festem Grunde zu stehen schien. Die nächstliegende Folgerung für die Praxis des Schreibens in und außer der Schule wäre wohl die: In unserer Zeit der billigen Papierpreise könnte man die Trennung überhaupt unterlassen und einfach eine neue Zeile beginnen, wenn der Platz für ein längeres Wort nicht ausreicht. In Zeiten der Papiernot würde man wieder verfahren wie im Altertum und Mittelalter, da man z. B. bei Inschriften auf Stein «einen, zwei, sechs oder acht Buchstaben in die eine Zeile setzte und den Rest in die andere» (Sütterlin), eben je nach der Fläche. Vielleicht wären dann mit Rücksicht auf die Notwendigkeit des Sparens sogar die maßgebenden Behörden für eine solche Neuerung zu haben — —. Einem Ritter des Buchstabens mögen zwar die Haare zu Berge steigen, wenn er auf Trennungen stößt wie «F-inger» oder «Fi-nger» usw. Beruhige er sich! Jede andere Trennung dieses Wortes ist weniger haarsträubend als die vorgeschriebene «Fin-ger», da ng = ein Laut. Man gibt doch vor, nach Sprechsilben zu trennen!

Nun, diese Vorschläge sind ja nicht ernst gemeint. Die heute geltende Silbentrennung stützt sich zum großen Teil doch auf längere Überlieferung. Lassen wir ihr das alte Gewohnheitsrecht! In manchen Fällen ist ja unsere «Recht»-Schreibung mit schuld daran, wenn's manchmal nicht «klappt». Wir wollen aber uns nicht entsetzen, wenn die Kleinen — und die Großen — einmal «falsch» trennen; besonders, wenn es sich um die bekannten Mätzchen handelt, mit denen uns der neue «Duden» beschenkt hat: «Wes-pe» neben «We-ste», «Brük-ke» neben «Kat-ze» und «He-xe». Und dann wollen wir uns mit dem «Wie?» begnügen und nicht zu sehr nach dem «Warum?» fragen. Man kann doch nicht verlangen, daß der Schüler der Volksschule etwas wisse und verstehe, das dem Hochschulprofessor vom Fach noch ein «Problem» ist!

Ernst Rüegger, Richterswil.

Sittenlehre mit den Kleinen.

Das folgende Unterrichtsbildchen ist aus einem französischen Inspektionsbericht übertragen:

Ich komme um halb neun Uhr in eine Unterrichtsstunde, und ich frage die Lehrerin, welche Fächer sie diesen Morgen erteilen würde. «Sittenlehre, Rechnen, Lesen, usw...», sagt sie mir. Wie ich von Sittenlehre höre, werde ich sofort stutzig. Wird man diesen ganz kleinen Wesen vom Gewissen erzählen, von dieser innern Stimme, die ein sechsjähriger Junge dann in sich zu hören glaubt, wenn er Bauchgrimmen hat? Oder von den fünf oder sechs Pflichten der Kinder ihren Eltern gegenüber?

Wie ich das Tagebuch der Klasse mir ansehe, beruhige ich mich. Das Thema dieser Stunde heißt: Die Nase der kleinen Kinder. Wirklich ein origineller Titel, und er verspricht auch etwas.

Und während der Stunde nun wird es mir ganz wohl. «Meine Kinder», sagt die Lehrerin, «nehmt eure Taschentücher und haltet sie vor euch hin. Das da ist ganz sauber; man hat es diesen Morgen erst gewechselt; so ist es recht. Hier ist ein anderes, das gewaschen werden sollte, sage deiner Mutter, sie soll dir ein anderes geben; ich will dann morgen sehen, ob du das gemacht hast. Und schaut, Henriette hat nicht einmal ein Taschentuch, und sie hat schon das letztmal keines gehabt. Und sie hat mir doch versprochen, das nächstmal eines mitzubringen. Warum hast du dein Versprechen denn nicht gehalten?

Und jetzt will ich eure Nase ansehen. Pauline hat ein sauberes Taschentuch, aber sie hat eine schmutzige Nase; und man hat das Taschentuch doch, um sich damit die Nase zu putzen. Ich kenne ein kleines Mädchen, das sich die Nase mit der Schürze putzt, und ich kenne ein anderes, das putzt sich die Nase mit dem Ärmel ab; ich sage euch nicht, wen ich meine, aber ihr müßt nur die Schürzen anschauen, und dann erkennt ihr die Sünder...»

Das ist Sittenlehre, die so kleine Kinder verstehen. G. J.